

»Man kann nichts anderes lesen als Texte«

Ein Versuch über die Lesbarkeit der Stadt

Jens Wietschorke

In einem inter- und transdisziplinären Netzwerk zum Forschungsfeld Lesen geht es in aller Regel um das Lesen von Texten, zusammengesetzt aus Buchstaben und Schriftzeichen. Es geht um das gedruckte Wort oder die Texte, die auf unseren digitalen Benutzeroberflächen erscheinen, kurz: es geht um *Schrift*, *scripture*, *écriture*. Es geht um Orte, Kontexte und Praktiken des Texte-Lesens, um die grammatikalische Struktur des textuellen Chiffrierens und Dechiffrierens, um psychologische oder pädagogische Dimensionen der Textrezeption. Und auch in der Alltagssprache meinen wir primär das Lesen von Schrift und schriftlichen Zeichen, wenn wir von ›Lesen‹ sprechen. Hin und wieder allerdings ist vom Lesen in einem viel weiteren Sinn die Rede. So geht es auch in einer 2020 erschienenen Fernsehdokumentation über den Fußballer Bastian Schweinsteiger an einer Stelle um Lektüre, wenn Schweinsteiger im Rahmen eines Interviews sagt, er lese eher ungern Bücher, er lese lieber Fußballspiele.¹ Diese Aussage provoziert die Nachfrage: Was ist eigentlich genau gemeint, wenn Schweinsteiger Fußballspiele ›liest‹? Ist das nur ein schiefes Bild oder doch mehr als eine Metapher? Können wir mit Schweinsteiger vielleicht dazu beitragen, den Lesebegriff, wie er auch einer inter- und transdisziplinären Leseforschung zugrunde liegt, produktiv zu erweitern? Oder führt das letztlich in eine Beliebigkeit

1 Schweinsteiger: *Memories – Von Anfang bis Legende*. Amazon Prime 2020. Auf die extensive Verwendung der Lesemetapher in der Fußballsprache weist übrigens auch schon Weimar (2007: 26) hin.

der Begriffe hinein, in der jegliches Sinnverstehen als ›Lesen‹ etikettiert werden kann?

Was heißt Lesen? Impulse aus der Stadtforschung

Der vorliegende Beitrag nimmt kritisch die verbreitete Idee in den Blick, Texte wären das einzige, was man lesen könne. Er fragt experimentell nach Erweiterungen des Lesebegriffs, wie sie teilweise theoretisch unreflektiert vorgenommen werden, etwa wenn Krankheitssymptome, Tierspuren, Mimiken und Gestiken oder eben Fußballspiele ›gelesen‹ werden. Welche epistemologischen und methodologischen Konsequenzen hat es, wenn wir mit Hans Blumenbergs berühmtem Buchtitel von der *Lesbarkeit der Welt* (Blumenberg 1979) ausgehen? Oder, einfacher gefragt: Was heißt hier überhaupt ›Lesen‹? Julia Bertschik hat in einem instruktiven Beitrag zum ›kulturwissenschaftlichen Lesen‹ festgehalten, dass die Metapher von »Kultur als Text« (Bachmann-Medick 1996), die zahlreichen offenen Verwendungsweisen des Lesebegriffs zugrunde liegt, an einer fundamentalen begrifflichen Unschärfe leidet. Die Metapher profitiere zwar »von der sofortigen Allgemeinverständlichkeit und dem transdisziplinären Optimismus einer kulturwissenschaftlichen Vorstellung des Lesens«, allerdings verschwimmen dabei allzu oft »die Grenzen zwischen Wahrnehmen, Dechiffrieren, Verstehen, Übersetzen, Interpretieren, Re- bzw. Gegen-Interpretieren und Erfinden« (Bertschik 2018: 571). Darüber hinaus werde – auch das ein Effekt des genannten ›transdisziplinären Optimismus‹ – die Möglichkeit der Unlesbarkeit gar nicht erst in Betracht gezogen. Wer Kultur als Text begreift, hält die Welt meist grundsätzlich für lesbar.

Dabei geht es mir im Folgenden weniger um die vieldiskutierte Frage nach der ›Kultur als Text‹, die in der Methodologie und Kritik ethnographischer Repräsentation aufgekommen ist (Berg/Fuchs 1993) und mittlerweile eine ganze Phalanx literatur- und kulturwissenschaftlicher Debatten hervorgebracht hat. Vielmehr möchte ich das Konzept der Lesbarkeit der Welt an ein paar Beispielen aus der Stadtforschung durchspielen und die Chancen herausarbeiten, die sich durch eine sol-

che Perspektive eröffnen. Die Idee nämlich, dass man eine Stadt lesen könne wie ein aufgeschlagenes Buch, hat sich in der Literatur immer wieder als bemerkenswert produktiv erwiesen. So hat etwa der Osteuropahistoriker Karl Schlögel immer wieder von der Lesbarkeit der Stadt gesprochen und namentlich in seinen Büchern über Moskau und St. Petersburg schöne Anwendungsbeispiele dafür gegeben, wie gewinnbringend Stadtlektüren sein können (Schlögel 1984, Schlögel/Schenk/Ackeret 2007). In einem Aufsatz über das ›Chronotop St. Petersburg‹ schreibt Schlögel über seinen Ansatz:

»Wenn wir wissen wollen, wie es um Gesellschaften bestellt ist, blicken wir auf die Städte als die Punkte ihrer maximalen Verdichtung. Sie sind wie ein aufgeschlagenes Buch der Geschichte, in dem wir nur zu lesen verstehen müssen. In ihnen kristallisieren sich Epochen. Epochenbrüche hinterlassen ihre Spuren und ihre Narben. Sie sind als steinerne Chroniken das umfangreichste und massivste Dokument, das sich denken lässt: zusammengefügt aus Straßen, Plätzen, Bauwerken [...].« (Schlögel 2007: 23)

Man kann sich diese Dokumente durchaus in einem ersten Zugriff über Karten und Pläne erschließen, die sich lesen lassen wie ein Text. Schlögel selbst hat das immer wieder vorgeführt, besonders eindrucksvoll in seinem programmatischen Buch *Im Raume lesen wir die Zeit* (Schlögel 2003). Man kann die Stadt auch aus der Vogelschau betrachten, von einem Turm oder einer Aussichtsplattform aus. Allerdings warnt Schlögel davor, diese Art der panoramatischen Stadtlektüre einseitig zu betreiben. Denn »bei näherem Hinsehen zeigt sich doch, dass es sich um etwas anderes handelt: um Orte, die man begeht, und um Räume, in denen man herumwandert. Der Modus ihrer Lektüre ist das Umherwandern in praxi und im Kopf« (Schlögel 2007: 24).

Auch wenn Schlögel ihn nicht als Referenz nennt, folgt er in diesem Gedanken dem französischen Theoretiker Michel de Certeau, der das Gehen in der Stadt in eine starke Analogie zur Sprache setzt, wenn er schreibt, der ›Akt des Gehens‹ sei »für das urbane System das, was die Äußerung (der Sprechakt) für die Sprache oder für formulierte

Aussagen ist« (De Certeau 1988: 189). Damit wird in der Stadt eine Art (Tiefen-)Grammatik erkannt, die durch die Praxis des Gehens bzw. der *parole* zum Leben erweckt wird. Diese Theoriefigur hilft dabei, den individuellen Zugang zur Lektüre der Stadt stark zu machen. Denn so viele Akteur*innen es gibt, die durch die Stadt gehen, so viele Stadt-Texte und so viele Lektüren der Stadt kann es geben, als eine Arbeit, »die unaufhörlich Orte in Räume und Räume in Orte verwandelt« (ebd.: 220). Schon bei den Autoren des frühen 20. Jahrhunderts, die ihre Stadtwahrnehmung unter Bezugnahme auf die Figur des *Flaneurs* konzipiert haben – allen voran Franz Hessel und Walter Benjamin – wird diese Bedeutung des Gehens hervorgehoben. Das Lesen der Stadt ist ohne Bewegung in ihren Räumen nicht zu denken, es ist kein abstrakter, sondern ein höchst konkreter Vorgang. Und es ist nicht denkbar, ohne sich auch den Gefahren des Wirklichen auszusetzen, wie Walter Benjamin in seiner Lektüre des 19. Jahrhunderts anhand des Pariser Stadt-Textes betont: »Das gelesene Bild, will sagen das Bild im Jetzt der Erkennbarkeit trägt im höchsten Grade den Stempel des kritischen, gefährlichen Moments, welcher allem Lesen zugrunde liegt« (Benjamin 1982: 578).

Das Lesen von Landschaften und Städten

Wie aber macht man das nun genau, die Stadt zu lesen? Konkrete Anleitungen dazu darf man schließlich weder bei De Certeau noch bei Benjamin oder Hessel erwarten. An dieser Stelle hilft der Blick in einen Klassiker der deutschsprachigen Reiseliteratur, nämlich Peter Kammerers und Ekkehart Krippendorffs erstmals 1979 erschienenenes *Reisebuch Italien*, das den programmatischen Untertitel trägt *Über das Lesen von Landschaften und Städten* (Kammerer/Krippendorff 1990). Die beiden Autoren liefern zu diesem Untertitel leider ebenfalls keine theoretische Anleitung. Allerdings wird ihre Vorgehensweise in den einzelnen Kapiteln des Buches sehr anschaulich demonstriert. So wird beispielsweise die städtebauliche Gestalt der Festungsstadt Palmanova herangezogen, um die allmähliche Neuorientierung der venezianischen Handelspolitik im ausgehenden 14. und der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu verstehen. Die ter-

ritoriale Erschließung und ökonomische Ausbeutung des Hinterlands der Republik Venedig, der *terra ferma*, war somit die Reaktion auf den schleichenden Niedergang des Mittelmeerhandels, »Venedig wurde expansionistische Landmacht« (ebd.: 74) und errichtete mit Palmanova zu diesem Zweck einen militärischen Stützpunkt. Der Stadtplan, das graphische Bild der Stadt, wird aus dieser Perspektive zu einem »Schlüsselloch, um uns die Region zu eröffnen« (ebd.: 72). Im Kapitel über Rom nutzt Peter Kammerer den spektakulären Rundblick vom Monte Testaccio, um die Wirtschaftsgeschichte der Stadt zu entschlüsseln: Von hier aus, so Kammerer, erkennt man die geringe Bedeutung der Industrie für die italienische Hauptstadt; nur die teilweise außer Funktion gesetzten städtischen Versorgungsbetriebe zwischen Via Ostiense und Tiber geben dem Stadtbild eine schwache industrielle Signatur. Die traditionellen Arbeiterviertel der Stadt sind allesamt im Umkreis von Güterbahnhöfen entstanden. Arbeiter sind – so die Diagnose – in Rom keine Industriearbeiter, sondern »die Bauarbeiter, die Eisenbahner und die Beschäftigten der Versorgungsbetriebe« (ebd.: 300). Dafür reiht sich in der Peripherie Wohnblock an Wohnblock, um die Beamten und Dienstleister zu beherbergen. Kammerer führt hier eindrucksvoll vor, was man sehen kann, wenn man etwas weiß – und was man umgekehrt erst dann richtig versteht, wenn man es sieht. Aus der Vor-Ort-Besichtigung von Verwaltungsbauten, Mietskasernen und Denkmälern, der Stadtkonzeptionen von Vittorio Emanuele II. bis Benito Mussolini, aus der Vogelschau auf die Stadt vom Testaccio aus erschließt er die sozialgeschichtliche Gestalt Roms:

»Rom als Krönung einer nationalen Geschichte ist eine Fälschung. So sehr der Verwaltungsapparat sich auch aufblähen mag, sichtbar wird nur, daß das moderne Rom zu einem Parasit ohne Legitimation geworden ist. Produziert werden in Rom Verwaltung und Ideologie, mit ihrer Symbolik und ihren Apparaten. Der eine Teil der Bevölkerung arbeitet in den Büros und Ministerien, der andere Teil ist damit beschäftigt, für den ersten Kleidung und Nahrung herbeizuschaffen, Paläste und Häuser zu bauen.« (ebd.: 299)

Damit aber reproduziert das Rom des 19. und 20. Jahrhunderts ein ökonomisches Muster, das schon in den Jahrhunderten der päpstlichen Herrschaft Bestand hatte: Rom als Residenz- und Konsumentenstadt, als eine Stadt, in der kaum Geldwerte produziert, sondern vor allem Geld ausgegeben wird.

Bei Kammerer und Krippendorff können wir also durchaus anschaulich nachvollziehen, was das symptomatische ›Lesen von Landschaften und Städten‹ bedeuten kann. Die gewaltigen Ministeriumsbauten, der Blick vom Testaccio oder von der Peterskuppel werden zu Indizien für die komplexe ökonomisch-soziale Struktur der Stadt in Vergangenheit und Gegenwart. Doch Indizien zu lesen, ist keineswegs voraussetzungslos. *Der Jäger entziffert die Fährte, Sherlock Holmes nimmt die Lupe, Freud liest Morelli*, heißt es in einem Aufsatztitel Carlo Ginzburgs (1988) über das Indizienparadigma in der Mikrogeschichte, und das heißt im Umkehrschluss auch, dass man ein bisschen Sherlock Holmes und ein bisschen Sigmund Freud sein muss, um in den Zeichen mehr lesen zu können als es den Anschein hat. Was also macht den Städte-Leser und die Städte-Leserin aus? Und nach welcher Logik tragen sie ihre Indizien zusammen?

Archäologen im Trümmerfeld des Sinns

Ein Jäger und Fährtenucher, vielleicht auch ein Detektiv und Psychoanalytiker im Zeichenuniversum der Stadt ist auch der Romanist Karlheinz Stierle, der in seinem Mammutwerk *Der Mythos von Paris* vorschlägt, die ›Lesbarkeit der Stadt‹ als *Sehweise* zu entwickeln. Für Stierle besteht die Stadt wesentlich aus Text, und dabei meint er durchaus einen explizit sprachlich verfassten, geschriebenen und gesprochenen Text. Die Rede ist von Wörtern:

»Die große Stadt ist ein phantastisches Bienenhaus der nie zur Ruhe kommenden Wörter. Unablässig treiben sie die Energien der Stadt an und werden von ihnen angetrieben. Im endlosen Kreislauf der redenden Stadt schreibt sich ihnen unmerklich der gegenwärtige Geist der

Stadt ein, der die Schichten vergangener Bedeutung überlagert. Die Sprache in Bewegung wird arretiert in der Schrift, die dennoch die Dynamik der Stadt in sich bindet, wie im Eis die Kälte gebunden wird. Die Schrift in der Doppelheit von Verfestigung und Bewegung ist das Medium, in dem Flüchtigkeit und Beständigkeit der Stadt sich vereinen.« (Stierle 1993: 44)

Wichtig ist dabei, dass der so entstehende Stadt-Text keineswegs nur absichtsvoll entsteht. Denn »die große Stadt [kennt] eine kaum durchdringliche Vielfalt von Zeichen, die sich keiner kommunikativen Absicht verdanken«; ihre Geschichte ist »gegenwärtig in unabsichtlichen Spuren und Verweisungen« (ebd.: 44–45).

Diese Konzeption einer Lektüre der Stadt klingt ein wenig nach einem literaturwissenschaftlichen Taschenspielertrick. Denn selbstverständlich stellt sich jedes mögliche Objekt des Wissens in gewisser Weise als eine Ansammlung von Texten dar und ist selbstverständlich immer auch durch Texte, Diskurse, vermittelt und wahrnehmbar. Stierle macht Paris zu einer Text-Stadt, weil er sich für die Paris-Literatur interessiert, aber auch für die vielen Texte, die in der Stadt zirkulieren. Bei alledem möchte Stierle aber vor allem einen Sinn für das städtische Ganze entwickeln: Die Idee der Lesbarkeit der Stadt wird so zu einer »Möglichkeit, zum Ganzen der Stadt einen Zugang zu finden und sie als Form des gebundenen Bewußtseins im reflektierenden Bewußtsein zu erfassen« (ebd.: 45–46). Hier kommt eine weitere wichtige Dimension des Lesens ins Spiel: Eine Stadt zu lesen, heißt in diesem Sinne auch, sie als spezifische und unverwechselbare Stadt-Gestalt, als städtisches Individuum zu verstehen. Zu einer solchen Sinneinheit wird eine Stadt aber erst durch den Prozess des Lesens, bei dem verstreute Zeichen als Indizien für die Identität dieser und keiner anderen Stadt interpretiert werden. Nur so setzt sich aus der Lektüre der vielen verschiedenen Texte in, aus und über Paris ein kohärentes Bild von Paris zusammen. Stierle verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass Lesevorgänge generell dadurch charakterisiert sind, beim Lesen Diskontinuität in Kontinuität zu verwandeln – und, so muss man mit dem Blick auf Landschaften,

Städte und Orte ergänzen, Kontinuität in Identität (vgl. Stierle 2021: 247).

Diese Identität kann durchaus trügerisch sein und der Sinn des Ganzen sich als Fiktion erweisen, die im Leseprozess hergestellt wird, um die leicht flüchtigen Bedeutungen festzuhalten, wie es der französische Dichter Paul Valéry in seinen Überlegungen zur Theorie des Lesens beschrieben hat:

»Jedes Wort, jedes der Wörter, die es uns erlauben, so schnell den Raum eines Gedankens zu durchqueren und der Bewegung der Idee zu folgen, die selbst ihren Ausdruck schafft, scheint mir eine jener leichten Planken, die man über einen Graben oder über einen Bergspalt legt und die den Übergang des Menschen in rascher Bewegung tragen. Aber er muß weitergehen, ohne sich schwer zu machen, muß weitergehen ohne anzuhalten und vor allem, er darf sich nicht den Spaß machen, auf der schmalen Planke zu tanzen, um ihre Stabilität auszuprobieren. [...] Die leichtgebaute Brücke schwankt sogleich oder bricht und alles stürzt in die Tiefe. Befragen Sie Ihre Erfahrung; und Sie werden feststellen, daß wir die anderen nur verstehen, und daß wir uns selber nur verstehen dank der Schnelligkeit unseres Übergangs von Wort zu Wort. Man darf die Wörter nicht belasten, sonst löst die klarste Rede sich in Rätsel und mehr oder weniger gelehrte Illusionen auf« (zit.n. Stierle 2021: 247)

Ausgehend von Valéry könnte man also sagen: Auch die Kontinuität der Stadt als eine Sinneinheit – also zum Beispiel die Identität von München, Paris oder Sevilla – ergibt sich nur aus dem flüchtigen Hingleiten über die Diskontinuitäten, die Brüche und Widersprüche. Man kann eine Stadt nur dann als Ganzes (er-)fassen, wenn man aus der Diskontinuität der divergierenden Texte einen kontinuierlichen Text macht. Der bereits zitierte Walter Benjamin ist in seiner Lektüre von Paris gerade den umgekehrten Weg gegangen, denn »Benjamin ist ein Leser, der innehält, der so die Kontinuität des Textes durch Arretierung der Lesebewegung unterbricht, oder vielmehr der die Diskontinuitäten des Textes nicht überspringt, sondern gerade bei ihnen verweilt, um sie zum Gegenstand reflektierender Betrachtung zu machen« (ebd., 248). Die-

ses Verfahren ist geeignet, die Fiktion des übergreifenden Sinns aufzusprengen, in ihm wird das einzelne Zeichen wieder zur rätselhaften Allegorie, die Stadt als Ansammlung von Zeichen zieht sich ins Rätselhafte zurück und man kann wieder staunen über die versteckten unerwarteten Wunder der urbanen Landschaft. Benjamins Städte-Lesen hat etwas Esoterisches und ist damit den sehr konkreten, historischen Zugängen beispielsweise Schlögels und Kammerer/Krippendorffs genau entgegengesetzt, kann aber gerade deshalb helfen zu reflektieren, was Lesen heißt. Stierle schreibt über Benjamins Zugriff:

»Was der Leser des ›Passagenwerks‹ vor Augen hat, ist ein Trümmerfeld des Sinns, dem doch immer wieder die Gestalt einer unvordenklichen Einsicht entspringt. Benjamins einsames, Fragment gebliebenes Pionierwerk hat wie kein anderes die Erforschung der ›Hauptstadt des 19. Jahrhunderts‹ inspiriert. Es führt an die Grenzen dessen, was ›Paris denken‹ heißen kann, aber es ist zugleich eine Herausforderung, der Denkbarkeit von Paris neue Räume zu eröffnen.« (Stierle 2021: 260)

Folgen wir dieser Linie der Stadterkundung bis an das äußerste Ende, dann stoßen wir auf die surrealistische Raumpraxis der Situationistischen Internationale, die den Gedanken vom *Trümmerfeld des Sinns* auf die Spitze treibt. Auch die Situationisten bewegen sich durch die Stadt und ›lesen‹ die städtischen Räume, geben dabei aber jeden Anspruch auf, etwas zu verstehen. Hier zielt das ›Lesen der Stadt‹ sogar auf eine Art von absichtlichem Missverstehen, um die herrschenden kapitalistischen Ordnungen der Stadt zu unterlaufen. Die subversiven Raum-Experimente von Guy Debord und anderen Situationisten der 1960er und 1970er Jahre führen die Orientierung im Raum, die für die Idee der Lesbarkeit der Stadt zentral ist, systematisch ad absurdum: So etwa im Beispiel eines von Debord zitierten Gewährsmannes, der »anhand eines Londoner Stadtplans, dessen Anweisungen er blindlings gefolgt sei, den Harz in Deutschland durchquert« (Debord 1995a: 19) habe. Das Flanieren, das Sich-Bewegen im Raum, das für Benjamin, Michel de Certeau und andere grundlegende Praxis der Stadt-Lektüre war, ist bei Debord der Ausgangspunkt einer widerständigen Aneignung

von Raum, und zwar an allen Ordnungsangeboten dieses Raums vorbei. Zentral dafür sind das *dérive*, das Umherschweifen, Sich-Treiben-Lassen, das *détournement*, die Zweckentfremdung und die *recuperation*, die Wiederaneignung der Stadt. Der Situationist liest die Stadt sozusagen gegen den Strich und widersetzt sich ihren Anordnungen in kritischer Absicht. Dabei entdeckt er den Text der Stadt neu und findet auf ihren Straßenschildern und Text-Konstellationen eine ganz eigene surrealistische Poesie:

»Das Schwimmbad der Mädelsstraße. Und das Polizeirevier in der Straße des Stelldicheins. Die medizinisch-chirurgische Klinik und die kostenlose Arbeitsvermittlung am Kai zu den Goldschmieden. Die künstlichen Blumen auf der Straße zur Sonne. Das Hotel zu den Schloßkellern, die Ozean-Bar und das Café zum Hin und Her. Das Hotel der Epoche. Das seltsame Denkmal des Doktor Philippe Pinel, des Wohltäters der Geisteskranken, in den letzten Sommerabenden. Eine Entdeckungsreise durch Paris.« (Debord 1995b: 52)

Toponymien und soziale Oberflächen

Bei Debord werden Orts- und Straßennamen zum poetischen Text. Sie können aber auch als historisch-konkrete Indizien für die urbane Sozial- und Mentalitätsgeschichte gelesen werden, wie es der Kölner Mediävist Peter Glasner unternommen hat. Er zeigt in seiner monumentalen zweibändigen Studie, wie sich die mittelalterlichen Straßennamen als Stadttext lesen lassen, der Aufschluss über topographisch-symbolische Ordnungen der Stadtgesellschaft gibt (Glasner 2002a, 2002b). Straßennamen sind für ihn Texte »in einem unmetaphorischen Sinn« (Glasner 2002a: 45), ihre Aussagen lassen sich interpretieren. Sie eröffnen Perspektiven auf Wahrnehmungsmuster und soziale Praktiken, die in die Toponymie, die Benennung von Orten, eingegangen sind. Glasner versteht dabei die Schrift der Stadt als das Ergebnis von Lektüreprozessen ihrer Bewohner*innen: »Wie ist die Stadt des Mittelalters von ihren Bewohnern auf Bedeutes und Unbedeutes hin wahrgenommen,

also in einem umfassenden Sinne *gelesen* worden?» (ebd.: 11). Auf diese Weise bringt die Notwendigkeit, die eigene Umgebung lesen zu können – im Sinne des Grundbedürfnisses nach räumlicher Orientierung – in der mittelalterlichen Stadt eine Ordnung der Orte und Namen hervor, die wir entziffern können.

»Wovon könnten [solche] Stadttex te sprechen und wer spricht in ihnen? Sie thematisieren gesellschaftliche Ordnung, die Strukturierung des Alltags(er)lebens und einzelne Merkzeichen zur Sicherung von Orientierung und Identität. Somit scheint in ihnen immer der Stadtbewohner auf, dessen Mentalität und Bedürfnisse sich sowohl in der Stadtgestalt ausdrücken als auch von ihr geprägt werden.« (ebd.: 45)

Mit Orts- und Straßennamen beschäftigen sich auch Peter Kammerer und Ekkehard Krippendorff in ihrem *Reisebuch Italien*, und im einschlägigen Kapitel verweisen sie zunächst auf Ferdinand Gregorovius, den berühmten Autor der *Wanderjahre in Italien* und der *Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter*, der mit dem Satz zitiert wird: »Es ist überhaupt das erste, worauf ich in einer mir unbekannten Stadt achte, ihre Straßennamen zu lesen und sie mir aufzuschreiben« (zit.n. Kammerer/Krippendorff 1990: 64). Die Autoren gehen hier weit über die mittelalterliche Stadtsignatur hinaus, kommentieren eine Reihe immer wiederkehrender italienischer Straßenbezeichnungen – zwischen Risorgimento und Faschismus bis hin zu Aldo Moro – und plädieren darüber hinaus für eine urbane *Namensarchäologie*, in der frühere und gegenwärtige topographische Bezeichnungen zusammengedacht werden. Gerade die Geschichte der Straßenumbenennungen macht die Stadt als Palimpsest kenntlich, in dem man die lokale Geschichte und den Umgang mit lokaler Geschichte zugleich studieren kann.

Schließlich soll noch ein letzter Ansatz kurz vorgestellt werden, der ebenfalls auf die Lesbarkeit der Stadt rekurriert, dabei aber andere lesbare Oberflächen in den Blick nimmt als Schlögel oder Stierle, Glasner oder Kammerer und Krippendorff. Die Kunsthistorikerin Monika Wagner interessiert sich insbesondere für die Oberflächen einer Stadt, die

Fassaden und die Außenhaut des gebauten Raums. Diese architektonischen Oberflächen kann man lesen, allerdings – wie bei De Certeau – auch vor allem im Modus der Bewegung, in der sie sich in komplexer Weise der sinnlichen Wahrnehmung öffnen.

»Oberflächen haben kommunikative Funktionen. Im städtischen Raum vermitteln sie vielfältige sensorische Informationen, vor allem für die visuelle und die taktile Wahrnehmung. Dem Gang über ein holpriges Kopfsteinpflaster entsprechen andere somatische Erfahrungen als denjenigen bei einer Autofahrt über glatt gewalzte Asphaltstraßen. Eine reich gegliederte Backstein- oder ornamentierte Stuckfassade kann im Unterschied zu einer homogenen, gläsernen Gebäudeoberfläche beim Flanieren als abwechslungsreich wahrgenommen, bei der raschen Fahrt hingegen als wirr empfunden werden.« (Wagner 2018: 9)

Eingeschrieben, sagt Wagner, sind diesen Oberflächen ästhetische und soziale Codes – eine Formulierung, die nebenbei daran erinnert, dass die Metapher des Lesens ganz wesentlich an die Metapher des Schreibens und Ein-Schreibens gebunden ist: Nur das Geschriebene und Ein-Geschriebene kann man lesen. Es sind stets Spuren von sozialer Praxis, absichtlich oder absichtslos hinterlassen, die wir zu entziffern versuchen.

Jenseits der Oberflächen

Was lässt sich nun als gemeinsamer Nenner der hier angeführten verschiedenen Versionen des ›Städte-Lesens‹ ausmachen? Ein Schlüsselbegriff ist hierbei die von Monika Wagner prominent gesetzte Oberfläche. Ein berühmter Satz Siegfried Kracauers kann hier als Motto dienen: »Der Ort, den eine Epoche im Geschichtsprozeß einnimmt, ist aus der Analyse ihrer unscheinbaren Oberflächenäußerungen schlagender zu bestimmen als aus den Urteilen der Epoche über sich selbst« (Kracauer 1977: 50). Es geht also wesentlich darum, gesellschaftliche Strukturen

und Entwicklungen zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort an den Oberflächen abzulesen. In einer konzisen Analyse des Berliner Arbeitsnachweises, die mit *Konstruktion eines Raumes* untertitelt ist, hat der gelernte Architekt Kracauer beispielsweise demonstriert, wie man räumliche Verhältnisse als Ausdruck sozialer Verhältnisse deuten kann: Wenn gilt, was er eingangs schreibt: »Jede Gesellschaftsschicht hat den ihr zugeordneten Raum« (Kracauer 2009: 72), dann kann der soziologische Blick in der Struktur der Räume zugleich die Struktur der Gesellschaft erkennen. Oder anders gesagt: »Die Raumbilder sind die Träume der Gesellschaft. Wo immer die Hieroglyphe irgendeines Raumbildes entziffert ist, dort bietet sich der Grund der sozialen Wirklichkeit dar« (ebd.: 73). Es geht bei der Lektüre der Stadt also darum, die unter den Oberflächen verborgen liegenden Strukturen zu erkennen, ohne aber die Oberflächen nur als nachgeordnete und beliebige Effekte der zugrundeliegenden Strukturen zu missachten. Die Oberflächen sind nämlich mehr als das: Sie bilden und konstituieren nämlich gleichzeitig den sinnlich wahrnehmbaren Zusammenhang der Stadt selbst. Erst aus den Beziehungen der Oberflächenerscheinungen zueinander lassen sich die Strukturen erschließen, und genau darauf kommt es nach Karl Schlögel an: »Beziehungen, Bezüge, Zusammenhänge, Kontexte, Konfigurationen wahr- und ernstzunehmen« (Schlögel 2007: 31).

Kommen wir auf die eingangs gestellte Frage zurück, inwiefern die hier knapp erläuterten Konzepte des Städte-Lesens die Leseforschung bereichern können – oder ob sie letztlich doch nur auf allgemeine »Metaphern für Erfahrungs-, Interpretations- und Erkenntnisprozesse« (Schmitz-Emans 2018: 588) zurückgreifen. Kann man also mehr lesen als nur Texte oder verwässert diese Idee den Lesebegriff bis zur Unkenntlichkeit? Eine sinnvolle Antwort auf diese Frage liegt wohl irgendwo in der Mitte. Ohne den Lesebegriff überdehnen zu wollen, lassen sich doch epistemische Operationen ermitteln, die auch das Lesen von Landschaften, Architekturen, Stadtplänen, Fassaden oder Denkmälern strukturieren: das Denken in Zusammenhängen zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren, das Offenlegen von Beziehungen, Kontexten und Konfigurationen zwischen den wahrnehmbaren Oberflächen und den ihnen zugrundeliegenden Strukturen, die ihnen

erst ihren eigentlichen Sinn verleihen. Struktur und Oberfläche verhalten sich dabei zueinander durchaus wie *langue* und *parole*, beide sind in ständiger Veränderung begriffen, und beide ergeben nur zusammengekommen Sinn. Zugleich ist Lesen eine kognitive Praxis, in der es ganz wesentlich darum geht, Zeichen von Nicht-Zeichen, Bedeutendes von Unbedeutendem zu unterscheiden. Nur wer versteht, welche Partikel der sichtbaren Wirklichkeit sich als Zeichen, Indizien oder Symptome lesen lassen, ist in der Lage, Sinn herzustellen. Und schließlich verwandelt das Lesen als Praxis, darauf macht uns Karlheinz Stierle aufmerksam, Diskontinuität in Kontinuität, verwandelt disparate Zeichen in einen zusammenhängenden Sinn. Möglicherweise ist es genau das, was Bastian Schweinsteiger meint, wenn er ein Fußballspiel liest: aus dem disparaten Bild von Pässen, Flugbahnen, Laufwegen, Sprints, Fouls, Positionen und Positionierungen, aus den fluiden räumlichen Beziehungen der Spieler*innen untereinander die Logik des Spiels zu entschlüsseln. Vielleicht also kann man tatsächlich mehr lesen als nur geschriebene Texte im engen Sinne. Und vielleicht kann Schweinsteiger auf diese Weise tatsächlich ein klein wenig dazu beitragen, unser wissenschaftliches Verständnis des Lesens zu erweitern.

Literaturverzeichnis

- Bachmann-Medick, Doris (1996): *Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft*, Frankfurt a.M.: Fischer.
- Benjamin, Walter (1982): *Das Passagen-Werk. Gesammelte Schriften V*, herausgegeben von Rolf Tiedemann, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Berg, Eberhard/Martin Fuchs (1993): *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bertschik, Julia (2018): *Kulturwissenschaftliches Lesen*. In: Alexander Honold/Rolf Parr (Hg.), *Grundthemen der Literaturwissenschaft: Lesen*, Berlin/Boston: De Gruyter, S. 571–587.
- Blumenberg, Hans (1979): *Die Lesbarkeit der Welt*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Debord, Guy (1995a): Einführung in eine Kritik der städtischen Geographie, in: *Der Beginn einer Epoche. Texte der Situationisten*. Aus dem Französischen übersetzt von Pierre Gallissaires, Hanna Mittelstädt und Roberto Ohrt, Hamburg: Edition Nautilus, S. 17–19.
- Debord, Guy (1995b): Formular für einen neuen Urbanismus, in: *Der Beginn einer Epoche. Texte der Situationisten*. Aus dem Französischen übersetzt von Pierre Gallissaires, Hanna Mittelstädt und Roberto Ohrt, Hamburg: Edition Nautilus, S. 52–56.
- De Certeau, Michel (1988): *Kunst des Handelns*, Berlin: Merve.
- Ginzburg, Carlo (1988): Spurensicherung. Der Jäger entziffert die Fährte, Sherlock Holmes nimmt die Lupe, Freud liest Morelli – die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst«. In: Ders.: *Spurensicherungen. Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis*, München: dtv, S. 78–125.
- Glasner, Peter (2002a): *Die Lesbarkeit der Stadt. Kulturgeschichte der mittelalterlichen Straßennamen Kölns*, Köln: DuMont.
- Glasner, Peter (2002b): *Die Lesbarkeit der Stadt. Lexikon der mittelalterlichen Straßennamen Kölns*, Köln: DuMont.
- Kammerer, Peter/Ekkehard Krippendorff (1990): *Reisebuch Italien. Über das Lesen von Landschaften und Städten*, Berlin: Wagenbach.
- Kracauer, Siegfried (1977): Das Ornament der Masse, in: Ders.: *Das Ornament der Masse*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 50–63.
- Kracauer, Siegfried (2009): Über Arbeitsnachweise, in: Ders.: *Straßen in Berlin und anderswo. Erweiterte Ausgabe*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 72–82.
- Schlögel, Karl (1984): *Moskau lesen*, Berlin: Siedler.
- Schlögel, Karl (2003): *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*, München: Hanser.
- Schlögel, Karl (2007): Chronotop St. Petersburg: Zur Rekonstruktion der Geschichte einer europäischen Metropole. In: Ders./Frithjof Benjamin Schenk/Markus Ackeret (Hg.), *Sankt Petersburg. Schauplätze einer Stadtgeschichte*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 23–44.
- Schlögel, Karl/Frithjof Benjamin Schenk/Markus Ackeret (Hg.) (2007): *Sankt Petersburg. Schauplätze einer Stadtgeschichte*, Frankfurt a.M./New York: Campus.

- Schmitz-Emans, Monika (2018): Metaphern des Lesens. In: Alexander Honold/Rolf Parr (Hg.): Grundthemen der Literaturwissenschaft: Lesen, Berlin/Boston: De Gruyter, S. 588–613.
- Stierle, Karlheinz (1993): Der Mythos von Paris. Zeichen und Bewußtsein der Stadt, München/Wien: Carl Hanser.
- Stierle, Karlheinz (2021): Walter Benjamin, ein Leser von Paris. In: Ders.: Paris denken. Penser Paris. Deutsch-französische Annäherungen, Berlin: Suhrkamp, S. 247–260.
- Wagner, Monika (2018): Marmor und Asphalt. Soziale Oberflächen im Berlin des 20. Jahrhunderts, Berlin: Wagenbach.
- Weimar, Klaus (2007): Das Wort *Lesen*, seine Bedeutungen und sein Gebrauch als Metapher. In: Philipp Stoellger (Hg.), Genese und Grenzen der Lesbarkeit, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 21–34.